



Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Bromberg, Sonntag, den 12. Mai.

Frühlingsabnen.

Unterm Fenster duften süß die Veilchen,
Träumerisch durchzieht's die Maiennacht.
Wartet 's ist nur noch ein kleines Weilchen,
Und der Frühling prangt in voller Pracht!

Was im Herzen stille und verborgen,
Dir noch selbst ein dunkles Rätsel lag,
Küßet einst ein lichter Frühlingmorgen
Mit den ersten Sonnenstrahlen wach.

Und was Du dann fähst mit scheuem Sagen,
Aus den Blütenfeldern strahl's zurück.
Kuß Dies von den dunklen Rosen sagen:
Liebe erst ist wahres Frühlingsglück.

Jetzt noch duften träumerisch die Veilchen,
Und der Mond verstreut sein silbernes Licht.
Wartet 's ist nur noch ein kleines Weilchen,
Bis das Fröhrot durch die Wolken bricht!

Emma Medem.

Fräulein Währendorf.

Novelle von R. Kitten.

[Nachdruck verboten.]

Edith Währendorf hatte es eigentlich immer schwer gehabt im Leben, ja, wenn sie es recht betrachtete, ohne ihre sonnige Kindheit und ein paar kurze, glückliche Jugendjahre dabei im Auge zu haben, war es nicht viel anders als eine Kette von Drangsalen. Und jetzt war es auf dem Punkte, wo es nicht viel schlimmer werden konnte, jetzt leuchtete kein noch so winziges Sternlein mehr durch die Wolken, welche über ihrem Haupte hingen. Die schon kränkelnde Mutter tot, die Witwenpension verfallen, die Schwester, dieselbe, welche damals das große Glück gemacht, eine verflümmerte, übersehene Frau an der Seite eines genußsüchtigen, selbstischen Gatten, und Bruno, der junge Bruder, ihr Kind, das sie groß gezogen, ihr Liebling, ihr Stolz, die Hoffnung ihres Lebens, tot für sie, auf immer verloren! Vor wenigen Wochen war er über's Meer gegangen, heimlich, nichts mit sich

nehmend, als seine Geige und — einen befleckten Namen. Wenn sie ihm doch nur nachgegeben hätte, als er sie so flehentlich bat, Künstler werden zu dürfen, die Kontorlust ersticke ihn; wenn sie doch nicht mit altjungferlicher Aengstlichkeit nur den Broterwerb im Auge gehabt hätte! Er Kaufmann, Zahlenmensch! Er mit seiner feurigen, himmelsürmenden Seele, mit der genialen Stirn, hinter der tausend süße Melodien nach Befreiung rangen!

Er hatte ja dem Chef von Hamburg aus das Geld zurückerlangt, es sei Wahnsinn gewesen, zu denken, daß er auf solche Art sein Glück begründen könne, im Fieber, im Taumel sei es geschehen; das dämonische Spiel des großen Geigers, welchem er abends vorher gelauscht, habe ihm die Sinne bethört, ihn unzurechnungsfähig gemacht, aber — seine Finger hatten es doch einmal gefaßt, man hatte ihn nicht nennen dürfen. Als sie nach schwerem Nervenfieber endlich reisefähig war, kam sie



Frühling im Spreewald. Nach dem Gemälde von M. Moritz.

zu ihrer Schwester. Sie wollte sich ausweinen, Trost und Stütze bei der jüngeren, der vom Schicksal nicht so hart Angefaßten, finden. Aber auch hier Enttäuschung, graues Gewölk, das sich dem über ihrem Haupte zugefellt, es verdichtend, verstärkend, daß es ihr fast den Atem benahm. In den Stunden des Schreckens, der Herzensnot, der völligen Vereinsamung hatte sie das Schicksal bitter angeklagt, daß es so grausam mit ihr verfahren, daß es ihr verwehrt sei, sich in starke Arme zu flüchten, wenn der Sturm des Lebens über ihrem Haupte dahindraue; hundertmal hatte sie sich, noch matt von überstandener Krankheit im Sessel lehrend, ausgemalt, wie es wohl wäre, wenn jetzt ein Mann, ihr Mann, zu ihr träte, ihre Hand ergäbe und mit weicher Stimme spräche: „Weine nicht, Edith, ich bleib' Dir ja!“ Und in heißes Schluchzen war sie ausgebrochen, wenn sie, die milden Augen öffnend, sich allein, ach so allein in ihrem Stübchen fand.

Nun, hier war ein Mann, ein großer, stattlicher, blondbärtiger Mann, aber sein Weib, ihre arme Schwester, war bedrückt in seiner Gegenwart und atmete erst auf, wenn sich die Thür hinter ihm schloß.

„Er ist roh, Edith, nach außen spielt er den Jovialen, den Menschenfreund, und mich martert er langsam zu Tode. Ach, wie beneide ich Dich um Deine Freiheit, Schwester, wie beneide ich Dich! Und nichts kann ich thun, Deine Lage zu verbessern, garnichts! Als ich mir neulich ein Herz faßte und davon sprach, sah er mich kalt an und sagte: „Vielleicht auch ein Jahresgehalt für den Herrn Bruder in Amerika?“ Da verging mir natürlich der Mut. Aber wenn Du selbst mit ihm sprechen wolltest, Edith! Er ist ja reich und wirft oft zu weniger edlen Zwecken das Geld mit vollen Händen fort.“

„Um Gotteswillen, Martha! Um mich forge nur nicht, ich habe ja meine Malkstunden, ich schlage mich schon durch!“

So war sie denn wieder abgereist, bedrückteren Herzens als sie gekommen, aber unterwegs, in der Nacht, während sie in einem Kupee dritter Klasse der Eisenbahn zwischen schlafenden Frauen und Kindern mit wachen Augen darsaß, war ein großer Entschluß, der schon seit Wochen in ihr keimte, gereift. Sie wollte der alten Heimat, wo ihr Schmerz um den Verlorenen immer neue Nahrung erhielt, an welche außer wenigen alten Freunden nur noch Grabhügel sie fesselten, und wo — zwingendes Motiv für sie — der Erwerb ein so farger, kaum für des Lebens Notdurst ausreichender war, den Rücken kehren und in B., der großen Provinzialhauptstadt, welche von dem Vaterstädtchen nicht weit ablag, ihr Heil versuchen. Dort ließ sich ihr kleines Talent besser verwerten, die Stunden wurden reichlicher honoriert, und in den großen Geschäften gab es gewiß immer Müster zu entwerfen, Zeichnungen oder kleine Malerei auf Tächern, Kästchen oder dergleichen auszuführen. Man hatte ihr ja schon oft gesagt, daß sie sauber und geschmackvoll arbeite, und an Fleiß würde sie es gewiß nicht fehlen lassen. Die Arbeit ist ja die beste Freundin der Armen und Einsamen, ihr Trost und ihre Stütze — wie fest wollte sie ihre rauhe Hand ergreifen und nimmer lassen. Vielleicht, daß sie ihr die treue Hingabe lohne, daß sie Balsam dafür in ihr wundes Herz trösle.

Ob es wohl Balsam für solche Schmerzen gäbe, ob sich die marternde, nicht Tag und nicht Nacht schweigende Stimme tief drinnen in der Brust wohl einkullern, beschwichtigen ließe? Nein, ach nein!

Edith zog erschauernd das dünne Mäntelchen fester um die feine Gestalt und drückte sich tiefer in die Ecke der rumpelnden Droschke, welche sie im Herbstnebel durch die Straßen der großen Stadt, welche fortan ihre Heimat sein sollte, fuhr. Bruno! Wo er jetzt weilen mag? Vielleicht irrt er eben jetzt, in dieser Stunde, trant im fernen Lande umher, entkräftet vor Hunger und Entbehrung. Sie stöhnte tief auf und schlang krampfhaft die Finger ineinander. Völlig entblößt von allen Mitteln hatte er die Ueberfahrt gemacht als Schiffsjunge auf einem Passagierdampfer. Vielleicht ist er, gezwungen von bitterer Not, bei dem Verufe des Seemanns geblieben, vielleicht müssen ihn ihre Gedanken fortan stets auf weitem Meere suchen.

Sie zitterte stärker vor Kälte und Erregung und plötzlich fiel es ihr schwer aufs Herz, daß auch sie den sicheren Hafen verlassen und ihr Schiffelein nun steuerlos auf fremdem Meere treibe. Die große, große Stadt, die vielen Menschen, die in der hereinbrechenden Dämmerung wie Schemen an ihr vorüberhasteten! Wie viele gab es wohl unter ihnen, die gleich ihr dem Erwerb nachjagten, die mit sehnsüchtigen Augen der Arbeit nachstarrten, deren schlichtes Gewand vor ihnen flatterte und sich doch nicht halten ließ? Traurigste Sehnsucht von allen, die nach Arbeit! Und wenn es auch ihr so ginge, wenn sie hier kein Feld für ihre Thätigkeit fände? Wenn sie den ängstlich behüteten Notgroßchen angreifen mußte, die kleine Summe, welche ihr ganzes Besitztum bildete?

Das Gefährt hielt mit polterndem Ruck, so daß sie in die Höhe fuhr. Gleich darauf wurde der Wagenschlag geöffnet.

„Gartenstraße 27.“ Sie stieg aus, zog ihr schmales Geldbeutelchen, legte den Fahrpreis in den dicken Winterhandschuh des Kutichers und schlüpfte durch den leise herabrieselnden Regen in das bezeichnete Haus.

„Das war eine Mahnung zur rechten Zeit,“ murmelte sie, die breite, teppichbelegte Treppe des stattlichen Gebäudes hinanschreitend. „Ich kleinnütziges Geschöpf hatte ganz vergessen, daß ich liebe Verwandte hier finde, die mir gewiß gern mit freundslichem Rat zur Seite stehen werden.“ Ein warmes Gefühl wallte in ihr auf und oben angelangt blieb sie einen Augenblick an der Stagenthür stehen, strich lieblosend über das kleine weiße Porzellan Schild, welches den Namen „Doktor Willibald Möllner, Sanitätsrat“, trug. Er war der einzige Bruder ihrer längst dahingeschiedenen Mutter; jene blasse Frau, welche Edith jahrelang treu gepflegt, und die erst vor wenigen Wochen die müde Seele in ihren Armen ausgehaucht, war die zweite Gattin des Gerichtsrats Wahrenndorf gewesen — und Tage des Glücks verknüpfen sich mit dem Namen „Onkel Möllner.“

Wie oft war er in Zeiten, die längst verraucht, im Hause ihrer Eltern gewesen, stets von ihr und den Geschwistern mit Jubel begrüßt. Wie hatte er sie, die Aelteste immer geneckt, sie lachend an den langen, braunen Zöpfen festgehalten, wenn sie durchs Zimmer hüchte. Später, schon als reifer Mann, hatte er geheiratet, seine Praxis hatte ihn immer mehr in Anspruch genommen, er war nur noch selten erschienen, zuletzt nur noch um den Toten, der Schwester, dann dem Schwager, das letzte Geleit zu geben. Seine Gattin hatte Edith nur einmal, bald nach deren Verheiratung mit dem Onkel gesehen, und von der Zeit nur noch eine dunkle Vorstellung von einer wunderschönen, blonden Frau im rauschenden Seidenkleide behalten; Irene, das einzige Kind ihrer Verwandten, war ihr völlig fremd.

Was sie nur sagen werde, wenn sie so plötzlich hereingeschnellt kommt! Wenn der Onkel nicht zu Hause, wird sie sich wahrhaftig in aller Form vorstellen müssen. Sie lächelte bei diesem Gedanken und drückte auf den Knopf der Klingel. Ein Diener, den sie in ihrer kleinstädtischen Unschuld nicht für einen solchen hielt, öffnete, und sie nannte ihm mit höflicher Verneigung ihren Namen. Es zuckte um seine Lippen, aber er riß dienstfertig eine der auf den Korridor mündenden Thüren auf und bat sie, in dem dünnrigen, reich ausgestatteten Gemach, offenbar ein Empfangsalon, Platz zu nehmen. Nach einer Minute erschien er wieder: „Gnädige Frau lassen bitten,“ und schlug die schwere, türkische Portiere zum Nebengemach zurück. Edith wußte nicht warum, aber plötzlich wurde ihr wieder kalt und beklommen zu Mute und zögernd nur trat sie über die Schwelle des Zimmers. Drinnen brannte bereits die große, von funkelnden Kristallprismen umgebene Hängelampe und verbreitete ein so grelles Licht, daß die aus dem Zwielicht Kommende für einen Moment die Augen schließen mußte. Als sie dieselben wieder zu öffnen imstande war, erblickte sie eine große, üppige Frauengestalt in einem losen, schleppenden Gewande aus tiefrotem Plüsch, welche, vor ihr stehend, sie aus kalten, blauen Augen anstarrte.

„Fräulein Edith Wahrenndorf, wenn ich recht verstand? Sie kommen aus G.“ Die Stimme war kalt, wie der Blick der Augen.

„Gewiß, liebe Tante. Solltest Du — sollten Sie mich nicht wiedererkennen?“

Wieder ein musternder Blick, welcher die feine, schlanke Gestalt im schlichten, dunklen Mantel kühl streifte, dann ein Neigen des Kopfes, ein flüchtiger Händedruck.

„Also wirklich? Ich hätte Sie in der That nicht wiedererkannt, Sie haben sich enorm verändert.“

Edith Wahrenndorfs Gesicht färbte sich purpurn.

„Und ist das so wunderbar, Tante? Ich war ein glückliches Kind, als Sie mich vor langen Jahren im Hause meiner Eltern erblickten, jetzt bin ich alt, vielleicht älter als meine Jahre, und könne das Glück nur noch vom Hörenjagen.“

Die Dame bewegte bedauernd den Kopf, aber kein Zug ihres hochmüthigen Gesichts veränderte sich dabei.

„Ja, Sie haben Unglück gehabt, ich bemitleide Sie! Und nun zuletzt die Schande, welche der ehrvergessene Bruder Ihnen bereitet! Entsetzlich! Der Unselige hätte doch Rücksicht auf seine Familie nehmen müssen; mein Mann war außer sich, als er durch einen Zufall von dem Diebstahl erfuhr.“

Aus Ediths Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. Sie wollte sprechen, aber die schöne Frau hob abwehrend die Hand.

„Sie wollen ihn verteidigen, Sie haben ihn natürlich verhätschelt, seine schlechten Eigenschaften nicht energisch genug bekämpft — man findet das so häufig bei älteren Mädaen, die Mutterstelle bei ihren jungen Geschwistern vertreten — aber, bitte, lassen wir das heute, ich bin angegriffen — mein Migränetag.“

Sie ließ sich matt in einen Sessel sinken, nicht ohne auf den Faltenwurf ihrer Schleppe zu achten, und wies mit einladender Handbewegung auf einen zweiten. Edith ließ sich mechanisch darauf nieder, die Kehle war ihr wie zugeschnürt und nur mühsam brachte sie eine Frage nach dem Dunkel hervor.

Die Dame betrachtete aufmerksam ihre Hand, welche sich zart wie eine Schneeflocke von dem tiefgefärbigten Rot ihres Gewandes abhob, und sagte dabei: „Mein Mann ist noch auf Praxis, die Zeit der Ruhe kommt für ihn erst später. Er hat es recht schwer, aber,“ sie zuckte die vollen Schultern, „es ist eben nichts daran zu ändern. Die große Stadt kostet viel und unser Stand stellt seine Ansprüche; wie Hinz und Kunz kann man nun einmal nicht leben.“

Sie richtete einen forschenden Blick auf ihr Gegenüber.

„Aber wie unachtsam ich bin! Ich habe noch gar nicht gefragt, was mir das Vergnügen verschafft, Sie bei uns zu sehen. Haben Sie Geschäfte in hiesiger Stadt oder Freunde, denen Ihr Besuch gilt?“

„Nichts von alledem, Tante. Ich gedenke, mich hier dauernd niederzulassen.“

„Dauernd?“ Frau Rat schnellte mit einem Ruck herum und sah ihre Nichte maßlos erstaunt an. „Hier? Aber warum? Sind denn Ihre Verhältnisse derart, daß Sie hier bequem leben können?“

„Leider nicht,“ heiße Röthe färbte das schmale Gesicht der so Inquirierten, „ich kam im Gegenteil hierher, um meine Lage zu verbessern. Ich denke hier mein kleines Talent für Malerei und Zeichnen besser verwerten zu können, als daheim in den engegezogenen Grenzen.“

Von der schönen blonden Frau schien plötzlich jede Mätigkeit verschwunden zu sein. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie bereits die Brücken hinter sich abgebrochen, sich von der der alten Heimat völlig losgelöst haben?“ fragte sie lebhaft. — „Gewiß, Tante. Und,“ Edith lächelte trübe, „es ist mir nicht einmal schwer geworden. Mich reizten nicht zu starke Bande dort, ich hatte nicht viel Herzerfreuliches aufzugeben.“

Die Tante achtete nicht auf ihre leeren Worte, sie bewegte mißbilligend den sorgfältig frinierten Kopf. „Wie leichtsinnig und — verzeihen Sie den Ausdruck — wie thöricht! Hier, wo sich alles nach einem derartigen Erwerb drängt, wo es fast so viel Lehrende wie Lernende giebt, wo man der Dilettanten durchaus nicht bedarf, da selbst Künstler es nicht verschmähen, — sie unterbrach sich, um aufmerksam den raschen, leichten Schritten zu lauschen, welche sich der Thür näherten. Jetzt öffnete sich dieselbe,



Der Burenführer Christian de Wet.



Die Familie des Burengenerals de Wet.



Friedrich Franz IV. von Mecklenburg
(Regierungsantritt am 9. April 1901.)

eine hochgewachsene junge Dame trat ins Zimmer, ließ den weichen hellgrauen Abendmantel und die Kopfverhüllung aus weißen Spitzen achsellos auf einen Stuhl fallen und eilte im originellen Kostüm einer chinesischen Dum-Dum auf die Frau

des Hauses zu. „Es war entzückend, Mama, ganz reizend! Meine Bude wurde förmlich gestürmt, ich hatte wieder die größte Einnahme, obgleich Fräulein von Bulovius, die Aermste, riesige Anstrengungen machte, mir den Rang.“ — sie unterbrach sich und blickte, die tiefblauen Augen kurzzeitig zusammenkneifend, ein wenig betroffen auf Edith. „Ah, Du hast Besuch, Mama? Verzeihung!“

„Papas Nichte, mein Kind, Fräulein Edith Warendorf aus G., welche sich hier als Zeichenlehrerin niederlassen will. — Meine Tochter Irene!“ — Das fremdländische Aussehen ihrer Tochter zu erklären, des von einem wohlthätigen Verein arrangierten Bazar's, auf welchem dieselbe als Verkäuferin fungiert, zu erwähnen, fiel der Dame gar nicht ein.

Die auffallend schöne Chinesin im gelbweiden, losen Gewande warf den Kopf mit den dunklen, straff aus der Stirn gestrichenen, am Hinterkopf mit goldenem Pfeil durchbohrtem Haar hochmütig in den Nacken. „Zeichenlehrerin? Wie komisch! Ist das nicht ein sehr langweiliges Metier?“ Sie verführte flüchtig die schmale Hand, welche Edith ihr entgegenstreckte und wandte sich dann wieder zu ihrer Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Der berühmte Mann.

Erzählung von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Der Porträtmaler Konrad Waldmann war ein vielbeschäftigter Mann, und seine Einnahmen waren bedeutend. Das sagten seine Freunde, wie seine Feinde. Er war der Maler der Geldaristokratie. Die Auftraggeber seiner Bilder verlangten vor allem, daß so ein Porträt vornehm aussah; bei den Damen mußten die Toiletten als kostbar zu erkennen sein, den Schmuck und die Diamanten mußte man bewundern können und das Gesicht — wenn es hübsch war — nur recht ähnlich, war es aber ein gewöhnliches Gesicht, dann sollte es weniger ähnlich, aber umsomehr interessant erscheinen. So die Damenfreundschaft. Die Herren dagegen, die sich malen ließen, wollten einen bedeutenden Zug, eine Linie im Gesicht haben, die sie als geistig hervorragend erkennen ließ, und dann vor allem mußten ihre Orden gut und deutlich gemalt sein, je größer, desto besser.

Und Herr Konrad Waldmann war von jener erstaunlichen Begabung, es allen seinen vornehmen Auftraggebern recht und nach Wunsch zu machen; nicht wie er wollte, sondern wie sein Besteller es wollte, so malte er das Bild. Auf diese Weise wurde, der Jahre lang — bevor er berühmt wurde — am Hungertuch genagt hatte, mit einem Schläge bekannt und viel genannt, und in seinem Atelier versammelte sich bald die reichste Gesellschaft von Berlin.

Die große Kunstausstellung war eben eröffnet worden. Herr Konrad Waldmann schritt mit seinem Frauchen durch die großen Säle und suchte nach den von ihm ausgestellten Porträts. Natürlich waren es wieder Damen in glänzenden Toiletten und Herren mit ordentlich besetzter Brust. Vor einigen dieser Bilder fand er auch die Originale, die sich ihre Porträts glückselig und stolz ansahen. Der berühmte Mann bekam endlose Schmeichelworte zu hören, man nannte ihn „teurer Meister“, man überschüttete ihn mit Lob und Ruhm und trug seinen Namen durch alle Räume; von dem kleinen Frauchen nahm man kaum Notiz.

Aber das Frauchen grämte sich deshalb nicht. Als ihr Mann von seinen Ruhm machern umgeben war, schlich sie sich heimlich fort aus dem lärmvollen Kreise und besah sich die Bilder ihres Mannes aus der Entfernung. Lange stand sie davor und sah auf die Schmarren. „Schrecklich!“ sagte sie sich ganz leise, und wie ein tiefer Schmerz, wie eine glühende Sehnsucht suchte es über ihr Gesicht. Plötzlich hörte sie ihren Namen nennen. Sie sah sich um. Zwei Herren standen neben ihr, aber man beachtete sie nicht, man kannte sie also nicht. Atemlos stand sie da und belauschte die Unterhaltung der beiden.

„Es ist erbärmlich, daß die Jury so einen Schmarren durchläßt“, sagte der eine und deutete auf das große Porträt, das Konrad Waldmann ausgestellt hatte.

„Aber was willst Du, der Kerl ist berühmt geworden und hat die ganze Geldspitze hinter sich“, lächelte der andere.

„Schreckliche Zustände!“ begann der erste wieder. „Was ist denn übrigens aus seiner Frau geworden?“

„Nun, sie ist noch seine Frau, die Mutter seines Kindes.“

„Sie malt nicht mehr?“

„Bewahre! Das hat der Herr Gemahl wohl nicht gelitten, er hat wohl ihre Konkurrenz gefürchtet.“

„Und mit Recht! Sie war eine Künstlerin! Aus der wäre etwas Großes geworden!“

„Ja, wenn sie frei hätte schaffen können, dann gewiß, so aber — schade darum!“

Und Frau Dora Waldmann war auf eine Bank gesunken und starrte auf das Bild da drüben, aber nichts sah sie; denn in ihren Augen schwammen Thränen und durch ihre Adern fieberte das Blut.

Ihre ganze Leidensgeschichte, das, was jahrelang mit Zentnerlasten sie gedrückt hatte, eben hatte sie's von den beiden fremden Männern mit wenig Worten sagen hören.

Ja, es ist wahr! sie hatte nicht mehr malen dürfen, er, ihr Mann, hatte es ihr verboten — „sie könne ja doch nichts“ — und so ließ sie es denn — sie liebte den Knaben, den sie ihm geboren hatte — das Weib, die Mutter in ihr war stärker gewesen als die Künstlerin — und so ließ sie es denn — jahrelang hatte sie es ertragen, heimlich es immer wieder unterdrückt, wenn's von neuem wieder hervorbrechen wollte, jahrelang ist sie mit dieser Last herumgegangen, und nun, nun eben war die alte Wunde in ihr aufgerissen worden — ihr Ehrgeiz war geweckt, und nun flammte die alte Blut wieder auf, genährt durch den langen Schlummer, nun brach sie hervor mit elementarer Gewalt.

Als ihr Mann zu ihr zurück kam, bemerkte er die Veränderung an ihr gar nicht, er war so voll von all den Lohndubeleien seiner Freunde, daß er für seine Frau kein Interesse hatte.

Sie bezwang sich, ruhig nahm sie seinen Arm, ruhig ging sie weiter, und geduldig hörte sie von neuem all' dieselben überschwenglichen Lobesworte an, die ihrem Manne gespundet wurden. Aber plötzlich — wie sie ihn so stolz und selbstbewußt lächeln sah, kam ein neues Gefühl über sie; sie bemitleidete ihren Mann, sie fühlte mit einemmale, daß sie innerlich größer war, als er, sie fühlte, wie ihre Liebe, ihre Hochachtung für ihn entschwanden, fremd war sie ihm geworden, fremd in diesem Augenblicke.

Nach einigen Wochen überraschte sie ihren Mann. Sie hatte doch wieder angefangen zu malen, trotz seines Verbots.

Er war nicht erstaunt, als erzürnt, zuerst wenigstens — mit glühendem Gesicht, mit erregten Augen stand er vor dem Bilde. Es war ein Studienkopf, mit wenig Strichen hingemalt, flott aber genial, mit gottbegnadeter Kunst.

Er konnte den Blick nicht abwenden. Es lag etwas Wunderbares in diesem Bilde. Es war die große, rechte Kunst, nach der er ver-

geblich gerungen, es war das Wunderbare, das man haben aber nicht erringen kann, es war das, was ihm fehlte: das Geniale — wie ein Feuer brannte es in ihm, er war ein Stümper, ein Charlatan, ein Glender, und das da, das war die echte, große Kunst; — mit starren Blicken sah er auf das Bild, — aber auf einmal erwachte er aus seinem Taumel. Dann wäre es ja aus mit seinem Ruhm, und dann Ehre, Name, Stellung, Reichthum hin, alles hin, dann wäre er der Mann seiner Frau — vorbei dann alles, alles vorüber — — ein Fieberchauer durchschüttelte ihn — er nahm sich zusammen, lächelte spöttisch und dann begann er: „Du willst mein Urteil haben; — nun es ist recht hübsch gemalt — weiter aber auch nichts.“

„Weiter nichts?“ zitternd stand sie vor ihm.

„Nein“, sagte er kalt, schob das Bild beiseite und stand auf, „weiter nichts.“

Atemlos stand sie da und folgte jeder seiner Bewegungen mit den Blicken, — o, sie durchschaute ihn ganz, — und von diesem Augenblick an haßte sie ihn, — nein, sie verachtete ihn, denn er war feige.

„Ich werde das Bild ausstellen“, sagte sie ganz ruhig.

Wie ein Blitz traf ihn das Wort. Er drehte sich um, sah sie an mit finsternem Blick und rief drohend: „Das wirst Du nicht, sage ich Dir!“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht will, daß Du Dich und mich blamieren sollst.“

„Konrad, Du bist nicht ehrlich“, rief sie.

„Aber, so laß doch Deine Eitelkeit“, sagte er boshaft, „alle Dilettanten sind so eitel.“

„Das ist keine Dilettantenarbeit“, entgegnete sie mit hochrotem Gesicht auf das Bild deutend, „das ist ein Kunstwerk. Jawohl! Ich weiß es! Lache nur. Ich glaube Dir nicht mehr. Du fürchtest mein Talent und willst mich unterdrücken.“ Zornbebend stand sie vor ihm.

Da sah er sie höhnisch an, geringschätzig zuckte er die Schultern und sagte: „Du bist eine Gans.“

„Konrad“, schrie sie auf, „das wagst Du mir zu sagen!“

„Ich bitte keine Szene!“ Kalt lächelnd sah er sie an.

„Ich habe Dich geliebt“, fuhr sie fort, „nicht nur um unseres Kindes wegen, nein, auch um Deiner selbst willen —“

Er unterbrach sie schroff: „Was soll das werden? Vorwürfe vielleicht? Dann gehe ich.“

„Aber ich stelle das Bild dennoch aus“, rief sie.

Da trat er dicht zu ihr heran und sagte mit leicht erzitternder Stimme: „Entweder Du bleibst, was Du so lange warst, meine Frau — die Mutter meines Kindes, oder Du magst meinethwegen so ein Malweib werden — dann aber sind wir getrennt für immer, verstanden!“

„Aber das Kind nehme ich mit mir“, rief sie flehend.

„Ach nein“, lächelte er kühl überlegen, „der Junge gehört mir rechtmäßig nach dem Gesetz.“

„Konrad, ich bitte Dich, bei unserer Liebe, von ehedem beschwöre ich Dich, laß mir das Kind!“ Sie weinte und griff nach seinen Händen.

Da kam ihm eine andere Idee. Er änderte plötzlich seine Haltung, wurde lebenswürdig, legte seinen Arm um ihre Taille, zog das zitternde, flehende Weib an sich und wollte es küssen.

Sie aber empfand das wie eine Beleidigung, sie stieß ihn zurück und rief mit flammendem Blick: „Das ist vorbei, Konrad, wir haben keine Gemeinschaft mehr; denn ich kann Dich nicht mehr achten.“

„Dora!“ schrie er maßlos vor Wut.

„Ja“, sagte sie tapfer und stark; „Du hast Furcht vor mir, vor meinem Können, Du bist feige.“

Zu diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und der kleine Kurt stürzte herein und hing sich an die Mama. „Kurt, Du kommst zu mir“, rief der Vater.

Aber Kurt rührte sich nicht, fest umfaßt hielt er die Mutter. Da trat Konrad hinzu, entriß den Knaben der Mutter, die sich vergebens dagegen wehrte, und ging mit ihm hinaus. Aber nur fünf Schritte weit kam er, als der Knabe hinsank und in Krämpfe fiel.

„Allmächtiger Gott“, jammerte die angsterregte Mutter, „der Krampf kommt wieder — der Arzt hat gesagt, dann sei das Schlimmste zu befürchten.“

Todblaß stand der Vater still und gab den kranken Knaben frei. — —

Und das Schlimmste geschah.

Der kranke, kleine Kerl, der vor jeder seelischen Aufregung geschützt werden sollte, erlag diesmal dem Anfall.

Dem Vater ging der Verlust nicht so nahe — der kleine Kerl war von Jugend auf krank gewesen, so daß man auf alles immer gefaßt sein mußte.

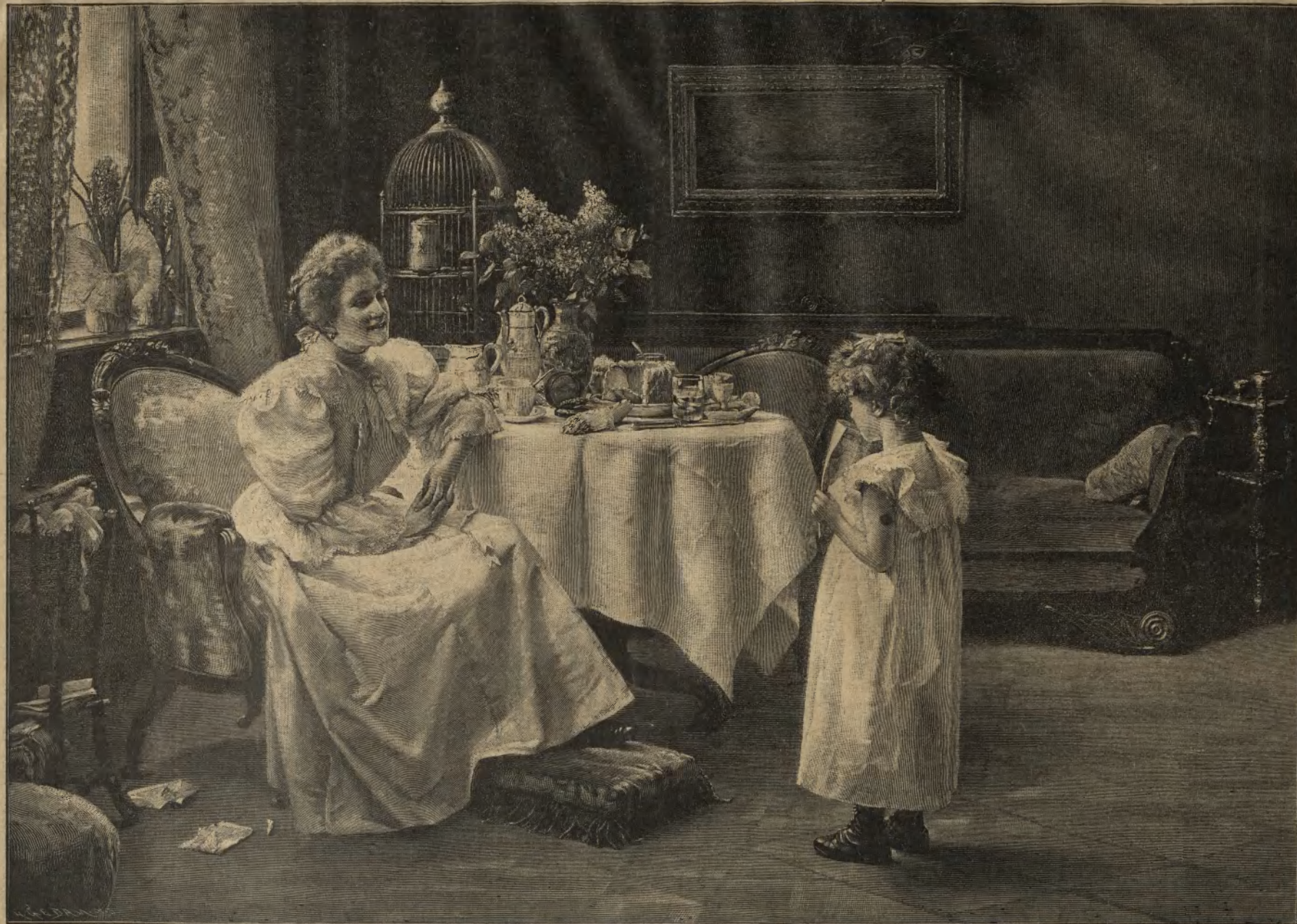
Die Mutter aber weinte bitterlich um ihren kranken, kleinen Knaben, an dem sie mit so viel heißer Liebe stets gehangen hatte, und der das Band gewesen war, das sie so lange an ihren Mann gefesselt hatte: — nun war er tot — und nun war sie frei — — sie atmete auf; denn durch den Trauerflor sah sie die sonnige Hoffnung der Zukunft scheinen.

Gleich am Tage nach der Beerdigung des Kleinen reiste Dora zu ihrer Mutter. Sie kam nie wieder in das Haus ihres Vaters zurück. Und nach einem halben Jahre war die Scheidung vollzogen.

Heute ist Dora eine der berühmtesten und gefeiertsten Porträtmalerinnen, aber sie hat nicht wieder geheiratet.

Und Herr Konrad Waldmann streicht nach wie vor seine Porträts herunter. Er ist Professor geworden und hat natürlich die unvermeidliche große Medaille eingeheimst.

Sapientia sat!



Die Geburtstagsgratulation. Nach dem Gemälde von R. R. v. Wichern.

—*— Das Mädchen aus der Fremde. —*—

[Fortsetzung.]

Roman von John Strange Winter.

Autorisierte Bearbeitung von S. Spiegel.

[Nachdruck verboten.]

„Nur lese ich sie alle. Also Roger Balliant bleibt jetzt zu Hause, das freut mich. Ich kann ihn ja heute oder morgen aufsuchen.“ — „Nein, heute nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Weil Du mich zu Miß Blount begleiten sollst,“ sagte Mrs. Chester in so selbstverständlichem Ton, als wenn diese Frage damit erledigt sei.

„D, zu Miß Blount, nun, wie Du willst.“

„Sie hat ihren Tag heute und ich habe sie schon einige Wochen nicht besucht.“

„Natürlich. Sehr wahrscheinlich werden wir auch Balliant dort antreffen.“

„Und sehr wahrscheinlich wirst Du in nicht allzuferner Zeit Mrs. Balliant in Pinehold besuchen können.“

„Mrs. Balliant in Pinehold? Meine gute Frau, kannst Du denn an gar nichts Anderes denken? Er ist noch keine Woche zurück und Du machst schon Heiratspläne für ihn. Ich bin wirklich über Dich erstaunt, Du solltest das doch endlich einmal lassen. Fange Du nichts mit Roger an. Du hast mit Miß Blount wegen einer Gesellschafterin angefangen und es hat auch zu nichts geführt. Folge meinem Rat, meine Liebe, und lasse Deine Finger von den Beiden.“

„Ich habe Augen und kann sehen.“

„Ja, Augen hast Du, sie sehen nur manchmal zu viel und manchmal zu wenig.“

„Es wäre aber eine sehr schöne Heirat, meinst Du nicht auch?“

„Ja gewiß, aber mißche Dich nicht hinein, es kommt nichts Gutes dabei heraus.“

„Ich will mich gar nicht hineinmischen, weder durch Blicke, noch Worte, James. Als ich aber kürzlich Alice Munroe sah, die erröthete und sich zierte und Roger Balliant zu seinem Ergötzen schwächende Blicke zuwarf, dachte ich bei mir: „Meine liebe Alice, Du kannst Deine Kunststücke für einen andern aufheben, hier nutzen sie Dir doch nichts.“

„Nun, Alice Munroe hatte früher oft genug Gelegenheit, ihn zu bezaubern,“ entschied der Pfarrer in richterlichem Ton. „Sie ist nahe an die Dreißig, und es müssen sechs oder sieben Jahre her sein, daß die kleine Liebeleil stattgefunden hat. Wenn ich mich recht erinnere, Angela, hast Du damals auch etwas von einer Herrin auf Pinehold vorausgesagt.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, das weiß ich jetzt nicht mehr,“ erwiderte Mrs. Chester gelassen, „aber höre auf mein Wort, zwischen Miß Blount und Roger Balliant giebt es etwas Ernstes.“

„Kann sein, meine Liebe, und kann auch nicht sein. Ich habe nichts dagegen, und wenn er keine Einwendungen erhebt und sie keine, werden wohl alle, mit Ausnahme von Alice Munroe, zufriedengestellt werden.“

„Darum wird sich keiner kümmern, ob es ihr recht ist oder nicht,“ sagte Mrs. Chester mit empörender Gleichgültigkeit.

So geht es in der Welt. Die Leute, die sich am eifrigsten für uns bemühen, wenn der Erfolg gewiß scheint, sind die unempfindlichsten, sobald ihn unsere kraftlosen Hände nicht festzuhalten vermögen.

„Was wirst Du heute früh thun, James?“ fragte die Pfarrerin, nachdem er die Zeitung aus der Hand gelegt hatte.

„Ich habe Besuche im Sprengel zu machen.“

„Und wirst Du mich später ins Landhaus begleiten?“

„Ja, ja, ich gehe immer gern zu Miß Blount.“

Demgemäß klonn das Paar bald nach vier Uhr den steilen Weg zu Veras Besitzung hinauf. Nur eine Person war vor ihnen angekommen, Kapitän Vansittart, der von der Bucht herübergefahren war und sich für vier Uhr pünktlich eingerichtet hatte. Mit mehr Kenntnis des Stadt- als des Landlebens, hoffte er, so wenigstens eine Stunde allein mit seiner reizenden Wirtin verbringen zu können. Der arme Mann! Er kannte die kleinstädtischen Sitten nicht und wußte nicht, daß dort vier Uhr auch wirklich diese Zeit bedeutete und keine Stunde später. Die schöne, junge Herrin des Landhauses zog ihn sehr an, und die reizende Besitzung hatte in keiner Weise seine vorherige Bewunderung für sie vermindert. Aber er war kaum über die ersten Formalitäten hinaus, als Freda, das Hausmädchen, die Thür öffnete und Mr. und Mrs. Chester anmeldete.

Einen Augenblick verzog der Kapitän das Gesicht, dann erinnerte er sich seiner Manieren und erhob sich, um mit matterem Echo Veras „verschwendische Willkommenbergüsse“ zu sekundieren. Dieselben waren aber gar nicht verschwenderisch gewesen. Sie sagte nur: „Wie geht es Ihnen, Mrs. Chester, wie befinden Sie sich, Herr Pfarrer? Es freut mich, Sie zu sehen. Sie kennen doch Kapitän Vansittart?“ Ihm kamen sie aber unnötig lebhaft vor. Es wäre ihm viel lieber gewesen, wenn sie etwas wie „ach,

wie unangenehm,“ oder „wie früh Sie kommen,“ gemurmelt und so auf sein Herz eine lindernde Salbe gelegt und ihm gezeigt hätte, wie leid ihr das so rasch beendete tête-à-tête sei. Doch machte er gute Miene zum bösen Spiel. Er verbeugte sich und wechselte Händedrucke, wie sehr er sich freue, die Herrschaften wiederzusehen, wie vorzüglich er sich auf dem Ball unterhalten habe, und daß er hoffe, jemand arrangiere bald wieder eine Tanzgelegenheit. Dann fragte der Pfarrer Vera nach einem Ableger, und das Gespräch wendete sich anderen Dingen zu.

Wiederum öffnete Freda die Thür und meldete „Miß Alice Munroe“. Miß Munroe kam allein. Die Pfarrerin blickte ihren Gatten bezeichnend an, als wolle sie sagen: „Hab' ich Dir's nicht gesagt? Ich wußte, daß sie früh auf dem Kampplatz erscheinen würde, sie vermutet, daß er kommt.“

Aber Alice Munroe, so sehr sie auch die Freundschaft des Squires von Landrach schätzen mochte, suchte das Beste aus jeder Chance, die sich ihr darbot, herauszufinden. Sie grüßte Vera achtungsvoll, schüttelte Mrs. Chester verschiedene Male die Hand und führte dann dem Seemann die ganze Batterie ihrer Reize vor. Und er — nun, er war ein Seemann und leicht entflammt. Er war auch wie Alice, er ergriff seine Gelegenheit. Er fand sie hübsch und anziehend, den Vergleich mit Vera hielt sie allerdings nicht aus, aber sie war ein munteres, liebes Mädchen, dem er öfters noch begegnen konnte. Und so war er sehr höflich gegen sie, so höflich in der That, daß die Pfarrerin sofort einen zweiten Roman zu piumen begann, dessen Ausgang in nicht allzu ferner Zeit erfolgen konnte.

Die Gesellschaft von Landrach kam nach und nach, und Veras Salon war zuletzt so voll, daß die Gäste sich in die Gärten zerstreuten.

„Gute, Kapitän Vansittart, führen Sie eine Dame zum Thee,“ sagte Miß Blount. „Sie finden alles im Speiszimmer. Herr Pfarrer, wollen Sie Mrs. Morton den Arm geben? Sie müssen nach dem steilen Weg hierher einer Erfrischung bedürfen.“

Sie wollte gerade einen alten Herrn bitten, Mrs. Chester hineinzuführen, als Freda erschien, der Roger Balliant auf dem Fuße folgte. Die Pfarrerin hätte diese Begegnung um keinen Preis verfehlen mögen und ihre vagen Vermutungen wurden vollauf bestätigt.

„Er kam herein,“ erzählte sie ihrem Gatten auf dem Heimweg, „als ob ihm alles gelöre, mein lieber James, ruhig, ohne Ansehen, kaum daß er sie grüßte. Aber er hat ihre Hand festgehalten und er hat bei ihr gestanden und mit ihr gesprochen, nicht wie ein Fremder, den sie erst vorgestern kennen gelernt hat, sondern wie ein alter, langbekannter Freund. Denke an meine Worte, ehe das Jahr herum ist, haben wir zwei Hochzeitzeiten!“

„Zwei? Hast Du noch eine in petto?“ fragte der betroffene Pfarrer.

„Eine Heirat kommt selten allein, James,“ sagte Mrs. Chester etwas jentenzöb.

„Ja — ja — ja. Wenn es soweit ist, werde ich bereit sein, Du brauchst Dich darüber nicht zu grämen, Angela.“

* * *

Einige Wochen waren vergangen. Der strahlende Sommer neigte sich seinem Ende zu und ward durch einen ebenso schönen Herbst ersetzt. Die Lage der Dinge in und um Landrach war fast dieselbe wie vorher. Ihrer Majestät Schiff „Falke“ lag noch immer in der Bucht und Ihrer Majestät Truppen waren noch immer in der nächsten Garnison inquartiert. Roger Balliant hatte sich keinen einzigen Tag von Pinehold entfernt, nein — ich muß sogar noch mehr gestehen —, es gab kaum einen einzigen Tag, an dem er nicht in dem Landhaus vorgeprochen hätte. Zuerst erjann er höfliche Entschuldigungen, die mindestens vierzehn Tage vorhielten. Am Ende derselben kam er ohne Entschuldigung und ebenso am nächsten und darauffolgenden Tag, bis es zu einer anerkannten Gewohnheit wurde, daß er sich jeden Nachmittags an das Thor seiner schönen Nachbarin begab und Einlaß verlangte.

„Und wenn ich daran denke,“ sagte Mr. Bowles zu Thomas, nachdem das so einige Wochen fortgegangen war, „wenn ich daran denke, was die Landracher alles dazu sagen würden, wenn sie es wüßten, wenn ich daran denke, wie sie darüber schwagen und klatschen und sich wundern und sich ärgern würden, und wenn ich daran denke, wie der Squire durch den Fichtenwald geritten, kommt und über das Stückchen Straße geht, wo ihm kein Hund und keine Katze begegnet, dann könnten mir die Seiten fast bersten vor Lachen.“

„Also nimm Dich in acht und laß Dir nichts entschlüpfen, mein Kind,“ warnte Thomas, der Vorsichtige.

„Ich werde mir schon nichts entgleiten lassen, habe Du keine Angst. Die Frage ist nur, ob die leichtfertigen Dinger im Haus reinen Mund halten werden.“

„Die leichtfertigen Dinger“ im Haus sind wie die gefetzten Beute hier, sie wissen ganz genau, daß sie einen guten Dienst haben. Darüber gräme Dich nicht.“

Unterdessen war Roger den Fahrweg hinaufgeschlendert, und da er die Schleppe von Veras Kleid durch das Balkonsfenster erblickte, ging er hinein, ohne erst anzuklopfen.

„O, sind Sie es?“

„Ja, wie geht es Ihnen heute? Was macht das junge Hündchen?“

„Ich glaube, es geht ihm besser, Bowles findet es auch. Ich hoffe, daß wir es durchbringen können.“

„Ich hoffe und glaube es auch. Ich dachte mir, es wäre Ihnen lieb, wenn ich hereinkäme, um es mir anzuschauen.“

„Gewiß, es ist sehr glütig von Ihnen. Kommen Sie mit in den Stall?“

Sie gingen zusammen und sahen sich das Hündchen an. Es war ein prachtvoller, schottischer Teckel, der sich aber infolge der Hundekrankheit sehr elend befand. Valliant hatte ihn Vera geschenkt und er versprach, eine große Schönheit zu werden. Nun saß er zusammengekauert in einer leeren Stallecke und sah schlecht und melancholisch aus. Als Miß Blount mit ihm sprach, ward er ein bißchen lebhafter, aber die Nase, die er in ihre Hand drückte, war heiß und seine Augen standen voll Wasser.

„Armes Ding,“ sagte sie, „es ist so krank. Wie werde ich seinen Verlust ertragen können?“

Das Hündchen wedelte mühsam mit dem Schweif, dann fiel es in seine bedrückte Stimmung zurück und nachdem sie es vorsichtig auf den Kopf geklopft hatte, wandte sich Vera zum Gehen.

„Glauben Sie, daß wir es retten können, Mr. Valliant?“ fragte sie ihn ungeduldig, als sie wieder im Freien waren.

„Ja, ich glaube es. Diese Krankheit bringt die jungen Hunde immer sehr herunter, aber Bowles und ich haben sie rechtzeitig erkannt und sie hat ihn noch nicht sehr stark ergriffen. Auf jeden Fall werden wir unser Möglichstes versuchen.“

„Thun Sie das, ich habe ihn so lieb. Er ist der zärtlichste, verständigste Hund, den ich je gehabt habe, und es würde mich sehr schmerzen, wenn wir ihn verlieren müßten.“

„Ich habe schon früher gesagt, daß Vera nicht wußte, was Liebe sei. Sie hatte nie gedacht, daß diese je an sie herantreten könne und sich deshalb auch nicht gewöhnt, ihre Worte abzuwägen. Sie wäre außerordentlich überrascht gewesen, wenn ihr jemand die süße Vertraulichkeit betreffs des Hundes — „Es würde mich sehr schmerzen, wenn wir ihn verlieren müßten“ —, erklärt hätte. Ja und noch überraschter, hätte sie in diesem Augenblick das wilde, freudige Leben geahnt, daß bei dem angenehmen Fürwort „Wir“ durch Roger Valliants Seele zog. Eine Schwester hätte es zu ihrem Bruder, ein Mädchen zu ihrem Geliebten sagen können, eine Frau zu ihrem Manne und Vera selbst sagt es ganz unbewußt zu ihm.“

Sie trafen sich auch anderswo, denn in Landrach war eben große Abwechslung an einfachen Vergnügungen. Vera hatte bis jetzt noch nicht den Tanz gegeben, den Roger so glütig für sie arrangiert hatte, und auch er hatte seine Versprechen noch nicht ausgeführt. Seitdem es ihm zur Gewohnheit geworden war, mit oder ohne Entschuldigung in das Landhaus zu gehen, war ihm eine Gesellschaft in Pinehold als eine Verwöhnung an Zeit und Geld erschienen. Er wollte nicht zusehen, wie andere Herren die Dame monopolisierten, für die allein er das Fest geplant hatte.

„Ich habe die Absicht, nächste Woche einen Nachmittagstee und Tanz zu veranstalten,“ sagte er, als sie sich nach ihrem Besuch bei dem kranken Hund von den Stallungen entfernten.

„Ich werde Mrs. Chester bitten, als Wirtin zu repräsentieren. Was halten Sie davon?“

„Ich denke, es wird sehr hübsch werden.“

„Sie haben Pinehold noch nicht gesehen, ich möchte es Ihnen gern zeigen. Ich bin dort zur Welt gekommen. Es ist unser Geburtsort seit vielen hundert Jahren, so daß Sie mir schon vergeben müssen, wenn ich ein wenig stolz darauf bin. Ich glaube kaum,“ fügte er lachend hinzu, „daß noch ein einziger ursprünglicher Stein darin ist, aber das Haus hat immer auf derselben Stelle gestanden, hat fast immer dieselbe Form beibehalten und hat stets denselben Namen gehabt. Wird Ihnen der nächste Donnerstag passen?“

„O gewiß, und ich komme sehr gern.“

„Ich muß wohl auch die anderen einladen?“

„Sie sollten alle bitten, die Sie kennen.“

„Ich gebe die Geschichte aber nicht für alle,“ sagte er etwas bezeichnend.

„Nun, dann werden sich die, für welche Sie sie geben, desto besser unterhalten. Jetzt muß ich Sie aber fortschicken, ich muß ausgehen.“

„Weshalb müssen Sie gerade jetzt ausgehen?“

„Weil ich zum Tee eingeladen bin.“

„Zum Tee? Bei wem?“

„Beim Doktor.“

„Beim Doktor? Wer wird dort sein?“

„Ich glaube,“ sagte Miß Blount sehr ernsthaft, „Kapitän Vansittart und Miß Alice Murroe.“

„Ich habe auch versprochen, hinzukommen,“ log Roger.

„So, haben Sie das wirklich?“

„Ja. Dann könnten wir eigentlich zusammen hingehen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Warum nicht? Haben Sie denn aber zugejagt?“ neckte sie ihn.

„Nein, wenn ich die Wahrheit gestehen muß, Ich erhielt eine Einladung und nahm dieselbe an, falls ich nicht verhindert wäre. Ich dachte, so könnte ich mir die Sache sehr schön offen halten.“

„Sie haben sie sich sehr schön offen gehalten, so schön offen, daß mir Mrs. Marchmont heute morgen sagte, Sie kämen nicht.“

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Die Entstehung einer Hofsitte. Wenn ein Mitglied der englischen Königsfamilie zu einem Mahle kommt, so verlangt die Etikette, daß nur der erlauchte Gast am Schluß des Festmahls mit einer Fingerschale versehen wird. Die anderen Gäste müssen sehen, wie sie ohne diese Bequemlichkeit fertig werden. Der Grund ist sehr merkwürdig. In den ersten georgischen Zeiten wußte man nie, wer „loyal“ war; jedermann, mit dem man zusammentraf, konnte im innersten Herzen Jakobit sein. Nun geübte es zu den jakobitischen Gewohnheiten, wenn der Toast „Der König“ getrunken wurde, unausfällig den Becher über ein gerade bei dem Trinker stehendes Wasser zu halten; man meinte, dadurch würde der Toast in „Der König über dem Wasser“, d. h. der verbannte Stuart in Rom oder St. Germain, verwandelt werden. Als dies jedoch bekannt wurde, bestand der Hof darauf, daß innerhalb des Bereichs der Gäste kein Wasser sein dürfte, und wie so viele englische Zeremonien ist auch diese beibehalten worden, obwohl sie längst alle Aktualität eingebüßt hat.

Der Tod des ehemaligen serbischen Königs ruft eine mit dem Pariser Reichhaus verknüpfte Erinnerung ins Gedächtnis; denn bekanntlich hat Milan, als er in Paris weilte und eines Tages besonderes Unglück im Spiel hatte, seine Krone im Mont de Piété verpfändet. Ueber dieses Wohlfahrtsinstitut finden wir folgende Schilderung in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“: Wir betreten den inneren Hof und geben am Turm Philippe Auguste vorbei, in dem sich ein Thor des alten Paris befand. Dort werden jetzt Matrasen untergebracht, die vorher in einem Trockenofen sorgfältig desinfiziert worden sind; dieser Ofen steht in einem großen unterirdischen Feuerungsraum. Steigt man eine Treppe tiefer hinab, so sieht man vor mächtigen Gewölben mit schweren eisernen Türen, die, wie in der Banque de France, nur mit Hilfe von drei Personen geöffnet werden können. Die Gewölbe selbst sind massive Kästen, die Juwelen im Werte von 300 000 bis 445 000 Francs bergen, unter

anderen eine kleine Schachtel mit einem Perlenhalsband, das mit 130 000 Francs beliehen wurde. In dieser Höhle alt Babas schlammern kostbare, gegen Diebe und Feuergefahr wohlgeborgene Schätze; beim geringsten beunruhigenden Geräusch könnte alles unter Wasser gesetzt werden. Im ersten Stockwerk ist eine wahre Galerie von Bronzegegenständen untergebracht; im zweiten Stock befindet sich der Saal, in dem die Pfänder ausgelöst werden können. Wir gehen weiter und bleiben in einem Saale erstaunt stehen. Sind wir in einem Musikonservatorium? Da hängen alle möglichen Instrumente: Pistons, Trompeten, Gitarren und Posannen, und friedlich daneben Wärmeflaschen, Samoware und Kasserollen. Die nach dem Hofe zu gelegenen Räume sind bis auf den letzten Winkel mit Fahrrädern vollgestopft. Der Mont de Piété hat auch unlängst angekündigt, daß eine große Anzahl Räder, die nicht ausgelöst wurden, wegen Raumangel verkauft werden. Darlehen auf bewegliche Habe wurden zuerst im Jahre 1892 gegeben; seitdem hat die Anstalt mehr als 83 Millionen gelehen. Alle Pfandhäuser von Frankreich und Algier zusammen leihen gegenwärtig 100 Millionen Francs für Pfänder. Bei einem Vergleich der Ziffern der entliehenen Summen mit der Bevölkerung kommt man zu dem überraschenden Ergebnis, daß Paris keineswegs, wie man vielleicht meinen könnte, die Stadt ist, in der meisten verpfändet wird.

✻ Unsere Bilder. ✻

Die Geburtstagsgratulation. Schüchtern steht die kleine Grete im Zimmer und schaut ängstlich auf ihre lächelnde Mutter. Gretchen hat diesmal ein Geburtstagsgedicht von vier Strophen gelernt, um Mutterschen zu überraschen, und sagt es nun her. Die letzten Worte klingen schon lauter und sieghaft. Die kleine Grete freut sich nun auf den Moment, wo sie sich mit an den festlich geschmückten Kaffeetisch setzen darf, um von dem köstlichen Kaffee ein Stück nach dem andern zu verzehren.

Frühling im Spreewald. Ein warmer, sonniger Mai-morgen. Unser breiter Spreefahn gleitet geräuschlos durch das Wasser, zwischen blühenden Wiesen und freundlichen Gebäuden dahin. Alte, knorrige Weidenbäume neigen sich über das flache, sandige Ufer und spiegeln ihre Zweige in der glitzernden Flut. Von lauter Lenzeschönheit trunken schweift unser Auge über die üppig grünen Wiesen, wo zwischen leuchtendem Rot und Blau Tausende von gelben Kamukeln in schier tropischer Pracht und Fülle blühen. In dem Ertenwäldchen, durch welches nun unser Kahn fährt, ist es sonntäglich still. Spiegelgleich ruht das Wasser. Ueber die vereinzelt stehenden weißen Birken sind zart-grüne Schleier gebreitet, Buchen und Erlen stehen prangend im jungen Laube. Zwischen den sonnbeglänzten Stämmen lugt schon ein Reh hervor und äugt uns noch lange nach. Maiblumen, die im Walde in verschwenderischer Fülle wachsen, senden ihren lieblichen Duft herüber und durch die grünen Zweige leuchtet der blaue Frühlingshimmel.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Sumpfige, weiche Wiesen mit Pferden zu befahren, ist immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Um diesem Uebelstand vorzubeugen, ziehe man den Pferden Strümpfe aus Leinwand oder Sacktuch über die Füße. In vielen Fällen genügt es schon, die Hinterfüße in dieser Weise gegen Einstüßen zu schützen. Die Herstellung ist sehr einfach, indem man aus doppelt oder dreifach gelegtem Sacktuch 40 Ctm. lange Beutel anfertigt, die sich bequem über den Huf streifen lassen; unten wird des besseren Schutzes wegen eine Handvoll Heu hineingesteckt, und dicht über dem Huf, also in der Fessel, mit einer Sackschür festgebunden. Bei diesen Vorrichtungen ist es möglich, weiche Wiesen mit der Maschine zu mähen, auf denen sonst ein lediges Pferd einfinkt.

Aus Marmor entfernt man Fettflecken, indem man einen Brei aus Magnesia und Benzin ansetzt, denselben ziemlich stark auf die betreffenden Flecken aufträgt und die Masse 24 Stunden unberührt liegen läßt. Man wiederholt dieses Verfahren, wenn die Flecken das erste Mal noch nicht ganz verschwunden sind.

Pühnen, die an der Gicht leiden, ist nur durch größte Sauberkeit und durch einen trockenen, warmen Stall zu helfen, sofern ihnen überhaupt noch zu helfen ist. Ihre Ursache hat die Gicht zumeist darin, daß die Tiere in zu feuchten Ställen gehalten wurden.

Die Vertilgung der schädlichen Erdratten ist gar nicht mit so viel Schwierigkeiten verbunden, wie vielfach angenommen wird. Mit Phosphor, oder besser noch mit Arsenik vergiftete Sellerietrollen, werden in die frischen Laufgänge dieses Ungeziefers gelegt. Durch den aromatischen Duft angezogen, fallen sie gierig darüber her und schmecken gar nicht das Gift. Allerdings kann nur dann eine ausgiebige Wirkung eintreten, wenn auch die Besitzer der Nachbargrundstücke sich zum Vergiften bequemen. Werden die Böcher gut zugetreten, so ist nicht zu befürchten, daß vergiftete Köder von anderen Tieren aufgesucht und gefressen werden.

◆ Lustig. ◆

1. Kataufgabe.



Hinterhand spielt auf obige Karten Grand und gewinnt mit Schneider. Wie saßen und fielen die Karten?

2. Quadraträtsel.

a	a	a	a	a	a	a
a	c	d	e	e	e	e
e	f	g	g	g	h	i
i	i	i	i	j	l	l
l	m	m	n	n	n	n
n	n	p	r	r	r	r
s	s	s	s	u	u	w

Die Buchstaben dieses Quadrats lassen sich so umstellen, daß je e der beiden äußeren senkrechten Reihen einen deutschen Dichter nennt, während die waagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Schwedisch-General aus dem 17. Jahrhundert, 2. einen Ausdruck für „Grieche betridimur“, 3. einen ausgezeichneten Humanisten, 4. eine Luftart, 5. einen berühmten italienischen Dichter, 6. einen bekannten Tenoristen, 7. einen hohen Berg in Asien.

3. Rätsel.

Die beiden ersten nennen Dir die Gut,
Die mächtig vordringt nach des Ostens Pforten;
Die dritte trank viel teures deutsches Blut,
Als jüngst dort Frankreichs Ruhm begraben worden.

Mein ganzes, eine Stadt im Bayernland,
Spricht auch zu Dir von einst'gen Kampftagen,
Such' dort sie an dem reich belebten Strand,
An den der beiden ersten Wogen schlagen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,
Sie wird von außen nicht erlitten,
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen
Im eignen Busen Dich belebt.

Wirst Du den Kampf, den großen, wagen,
So leg' zuerst Dich selber ein;
Wer fremde Freiheit will zerklagen,
Darf nicht sein eigener Sklave sein.

Robert Pruz.

2. Breslau, Rubel, Erbse, Suja, Veber, Usra, Ursula.
3. Ruhe, Ruhm, Ruhr.

◆ Lustiges. ◆

Auch ein Philosoph.



„Nee, so was dummes! Wozu brauchen denn die Blinden Fenster!“

Dreifach.

von Fexstädt: „Na, lieber Freund, wie gefällt Ihnen die schöne Witwe, die gestern zur Kur eingetroffen ist? Einfach Elfe, was?“

von Nüchterberg: „Um . . . dreifach, lieber Freund, dreifach!“

von Fexstädt: „Wieso das, dreifach? Verstehst du nicht!“

von Nüchterberg: „Na, ihre 33 hat sie sicher; also dreimal elfe!“

Gutmütig.

Frau (zum Gerichtsvollzieher, der wieder einmal zum Pfänden kommt): „Guten Morgen, Herr Schindler . . . gelt, Sie hab'n halt a' rechte Plag' mit uns?“

Unfug.

„Was ist da drüben in dem Gasthof zum Friedensengel für ein Mordsstandal?“

„Um, wahrscheinlich eine Hochzeit, eine Verlobung oder ein ähnlicher Unfug.“

Vom Kasernenhof.

Unteroffizier: „Nerl, ziehen Sie doch mal das widerspenstige Haar aus Ihrem Schnurrbart! Sie verderben ja die ganze Richtung!“

Korpulenz und Treue.

Lehrer: „Welche Eigenschaft rettete dem Möros in der Schiller'schen „Bürgschaft“ das Leben?“

Schüler: „Daß er so dick war.“

Lehrer: „Wie kommst Du darauf?“

Schüler: „Es steht so im Lesebuch.“

Lehrer: „Wie heißt denn die Stelle?“

Schüler: „Ich bin, spricht jener, zum Sterben zu breit.“

Verlockend.

Die Frau Generalin, die mit ihrem Gatten in einem Landstädtchen in der Sommerfrische weilte, kommt zum Apotheker, der zugleich Präsident des Geflügelvereins ist. Dieser schildert ihr die Vorzüge eines solchen Vereins und meint dann: „Erzählen sollten auch in unser'n Verein eintreten — da hätte mer doch a' saub're's Männle d'rin!“

Nobel.

Dichter (nach einem Souper, zum Diener, der ihm beim Anziehen behilflich): „Besten Dank, guter Freund, hier haben Sie ein Exemplar meiner Gedichte!“